

**RÜCKBLICK**

**AUTOBIOGRAPHISCHE  
MATERIALIEN**



Christiane Cantauw (Hrsg.)

# Von Häusern und Menschen

Berichte und Reportagen vom Bauen und Wohnen  
von den 1950er Jahren bis heute

Mit dem Bautagebuch von Rosemarie Krieger

**WAXMANN**

# Rückblick

Autobiographische Materialien

Herausgegeben von der  
Volkskundlichen Kommission für Westfalen  
Landschaftsverband Westfalen-Lippe

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.

Band 9

Christiane Cantauw (Hrsg.)

# Von Häusern und Menschen

**Berichte und Reportagen vom Bauen und Wohnen  
von den 1950er Jahren bis heute**

**Mit dem Bautagebuch von Rosemarie Krieger**



**Waxmann 2017**

Münster / New York

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium  
für Bildung  
und Forschung

Die hier publizierte Forschung wurde gefördert im BMBF-Forschungsverbund zum Einfamilienhaus „Der Lauf der Dinge oder Privatbesitz? Ein Haus und seine Objekte zwischen Familienleben, Ressourcenwirtschaft und Museum“ im Programm „Die Sprache der Objekte – materielle Kultur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen“, Laufzeit 04/2015 bis 03/2018, Förderkennzeichen des Teilprojekts der Volkskundlichen Kommission 01U01504B, weitere Informationen unter [www.hausfragen.net](http://www.hausfragen.net).

Lektorat: Thomas Schürmann

Umschlagabbildung: Ferienhäuser Ostseeküste, Holzschnitt, Künstler: Herbert Blaschke, 2016

Abbildungsnachweis:

Die Rechte an den Fotografien und Dokumenten in diesen Band liegen soweit untenstehend nicht anders angegeben bei den Autorinnen und Autoren der einzelnen Beiträge.

Rudolf Berger: 167

Christiane Cantauw: 152, 153

Martin Egbert: 146, 147, 148, 150, 151, 154, 155, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187

Isabell Oetzel: 141, 142, 143, 144, 145

Familie Ohmen: 174, 175

Familie Reicks: 169, 170, 171, 172

Helmut Superczynski: 178, 179

Paul Stenemann: 162, 163, 164

Scans des Bautagebuchs: Ralf Emmerich, Münster

Buchgestaltung: Matthias Grunert, Münster

Druck: Hubert & Co., Göttingen

ISSN 1435-2664

ISBN 978-3-8309-3686-2

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2017

[www.waxmann.com](http://www.waxmann.com)

[info@waxmann.com](mailto:info@waxmann.com)

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.  
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# Inhalt

Einleitung .....	9
<b>Berichte</b>	
Eines der schönsten Wohnhäuser auf dem Vollenbrok .....	15
Hermann Rauße, Wettringen	
Unser Haus am Wald .....	20
Margarete Seiffert	
Arbeit von früh bis spät: Gastwirtschaft, Bäckerei und Landwirtschaft unter einem Dach .....	23
Albert H. Hoffmann, Müschede	
Neubau in schweren Zeiten. Der Hof Hippe, Holzhausen Nr. 8, im Jahr 1947 .....	28
Sebastian Schröder	
1951. In der Wilhelmstraße beginnt die Zukunft .....	42
Barbara Engel	
Mit den Augen eines Kindes: Hausbau zu Beginn der 1950er Jahre .....	44
Willi Kemper, Bielefeld	
Der Hausbau meiner Eltern Albert und Klara Höing 1952/53 in Lembeck-Endeln .....	58
Gisela Rentmeister, geb. Höing	
Hausbau ist Ausbau .....	62
Ferdinand Schwingenheuer, Müschede	
Mien Broer was en Murmann .....	66
Wilma Schlüter, Klein-Reken	
1965 – Baugerüst eingestürzt .....	68
Bernd Thelen	
Westerheide Nr. 2 .....	70
Burkhard Hedtmann	
Zu spitz! .....	72
Erika Held	
„Forsthaus Rehsiepen ... gegen schriftliches Meistgebot zu verkaufen“ .....	73
Bärbel Michels, Rehsiepen	
40 Jahre sind es wert, dass man sie besonders ehrt. 1976–2016 .....	83
Hiltrud und Gerhard Schröder, Bestwig	
Dreigenerationenhaus .....	86
Irmtrud Meincke, Dülmen	

Unser Haus: eine Hommage an meinen Vater und seinen „eisernen“ Willen .....	88
Sabine Dannewald	
Hausbau fängt im Kopf an .....	90
Wilfried Diener, Iserlohn	
Eingedrückter Schuhkarton .....	98
Jutta Schmidt	
Ein schwedischrotes, dänisches Ferienhaus an der schleswig-holsteinisch- mecklenburgischen Grenze in Deutschland erzählt .....	102
Herbert Blaschke, Bielefeld	
Die Dombrede .....	104
Cordula Hill-Ebenau, Petershagen	
Tausend Quadratmeter am Rande des Dorfes .....	106
Barbara Engel	
Ein Denkmal für Harry .....	108
Eva Post	
Hypothekenzinsen .....	110
Ada Hess, Münster	
Verliebt .....	114
Brigitte Michusch	
Die Ahnenwand .....	118
Erica Natale	
Hallo, wir sind die neuen Nachbarn! .....	120
Adalbert Hoffmann	
Schiefelage. Die Geschichte vom Ende eines Hauses .....	122
Hermann und Brigitte Nischik	
Sandsteinhaus mit drei Ammoniten .....	127
Ruth Frieling-Bagert, Nottuln-Darup	
Klopfen .....	132
Barbara Finke-Heinrich, Witten	
Eine Umzugsgeschichte .....	133
Hilde Willer	
Efeu .....	138
Christa Henrichmann, Billerbeck	
Das Küchenfenster .....	139
Susanne Slomka, Halle/Westf.	

## Reportagen

Christiane Cantauw

Kommen, Bleiben oder Gehen? .....	141
Jung und motiviert .....	140
„Mich interessiert nicht nur das Haus, sondern auch die Menschen, die dort gewohnt haben.“ ...	150
Bänke auf der Totenstraße .....	156
Glück und Glas .....	159
Hundert Jahre. Ein Haus und seine Bewohner feiern Geburtstag .....	162
„Nach den Ostgebieten evakuiert“. Ein jüdisches Kaufhaus in Warendorf .....	165
Muskelhypothek .....	169
754 Quadratmeter in Wüste Sinningen .....	174
Innige Beziehung .....	178
„Eine typisch deutsche Gaststätte. Ich liebe das!“ .....	181
Das nötige Kleingeld .....	188
<b>Das Bautagebuch von Rosemarie Krieger .....</b>	<b>193</b>





# Einleitung

„Schreiben Sie Hausgeschichte!“ – Mit dieser Aufforderung war ein Schreibauftrag der Volkskundlichen Kommission für Westfalen beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe betitelt, der sich – so der entsprechende Flyer – an „alte und junge Mieter und Hausbesitzer, Wohnungssuchende, Wohnungseigentümer, Häuslebauer und Häusleerträumer“ wandte. Sie alle waren aufgefordert, von ihren Erfahrungen und Erlebnissen mit selbstgenutzten, vermieteten oder auch gemieteten Immobilien zu berichten.

Die hinter dem Schreibauftrag stehende Grundüberlegung war, dass Bauen und Wohnen wichtige biographische Erfahrungen darstellen, zu denen jedoch nur wenige Dokumentationen oder Überlieferungen aus subjektiver Perspektive vorliegen. Die Vorgaben, wie die Geschichten auszusehen hätten, waren bewusst offen gehalten worden, damit sich die Autorinnen und Autoren nicht eingeschränkt fühlten und eine Auswahl aus dem möglichen Themenspektrum selbst treffen konnten: „Wir interessieren uns ebenso für Geschichten, die von der Vorkriegszeit handeln, wie für Berichte aus den 2000er Jahren. Auch Geschichten in Mundart sind herzlich willkommen. Wichtig ist allein, dass die Geschichten von der besonderen Beziehung zwischen Häusern und Menschen handeln.“ Einige der Geschichten wurden von dem Schauspieler Hannes Demming beim Workshop „Hausgeschichte/n: Alltag, Akteure, Visionen“ vorgetragen, der im November 2016 von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen gemeinsam mit StadtBauKultur NRW und der Regionale 2016 in Coesfeld veranstaltet wurde. Diese Lesungen brachten die Ebene der persönlichen Erfahrung in die Veranstaltung ein, die darauf abzielte, Akteure aus Forschung, Verwaltung und Praxis rund um das Einfamilienhaus miteinander ins Gespräch zu bringen.

Die Idee zu dem im Mai 2016 in den Medien veröffentlichten Schreibauftrag entstand bei den Forschungen der Volkskundlichen Kommission im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung seit April 2015 geförderten Forschungsverbundes „Der Lauf der Dinge oder Privatbesitz? Ein Haus und seine Objekte zwischen Familienleben, Ressourcenwirtschaft und Museum“. Dieser Forschungsverbund widmet sich dem Einfamilienhaus, den damit verbundenen Wohn- und Lebensvorstellungen und der Betrachtung dieser Wohnform unter ressourcenwirtschaftlichen Gesichtspunkten. In mehreren Teilprojekten werden die mit den Einfamilienhäusern tradierten Familienideale und ihr Wandel, die Rolle der Bausparkassen als Baufinanzierer, der Umgang mit Gebrauchtimmobilien sowie eine Annäherung an private Haushalte als urbane Minen im ressourcenwirtschaftlichen Sinne untersucht.<sup>1</sup>

In der Forschung und in der Praxis sind Einfamilienhäuser wegen des mit ihrem Bau verbundenen vergleichsweise hohen Flächenverbrauchs, des durch Aus- und Einpendeln

1 Vgl. Projekthomepage des BMBF-Verbundes unter [www.hausfragen.net](http://www.hausfragen.net) (Stand: 16. 1. 2017).

in die Innenstädte zunehmenden Individualverkehrs und des hohen Verbrauchs von Ressourcen schon seit geraumer Zeit in die Kritik geraten.

Hinzu kommt, dass sich die älteren Einfamilienhäuser nicht nur für manche Städte und Gemeinden, sondern auch für ihre Besitzer zum Problem entwickeln, weil sie energetisch und architektonisch nicht mehr den heutigen Wohnvorstellungen entsprechen. Fragen der Nachnutzung, des Wohnens im Alter, der Finanzierbarkeit von notwendigen Aus- und Umbauten, der Werterhaltung – um nur einige zu nennen – stehen auf der Tagesordnung. Angesichts von bundesweit rund 15 Millionen Einfamilienhäusern<sup>2</sup> gilt es, nicht nur für die Individuen, sondern auch für die Gesellschaft nachhaltige und sinnvolle Lösungen zu erarbeiten, die in der Frage kumulieren, wie wir in Zukunft wohnen wollen – als Individuen, als Nachbarschaft und als Stadt- oder Dorfgemeinschaft.

Das Einfamilienhaus wurde in Westdeutschland erst seit dem Zweiten Weltkrieg und den folgenden zwei Jahrzehnten des Wirtschaftswachstums zu einer massenhaft möglichen Wohnform. Nachdem es bis in die 1940er Jahre als ‚Villa‘ noch einer kleinen gesellschaftlichen Elite vorbehalten war, haben in der BRD auch die staatliche Wohnungspolitik und die Förderung der Automobilität dazu beigetragen, dass ein eigenes Haus für weite Kreise der Bevölkerung erschwinglich wurde. So wurde das Eigenheim zu einem Beleg für den sozialen Aufstieg seiner Bewohner. Mit dem Wohnen im Einfamilienhaus verknüpften sich eine typische Form der Familie, eine klare Teilung der Geschlechterrollen (männlicher Ernährer und weibliche Hausfrau und Mutter), die PKW-Mobilität und der Konsum von Elektrogeräten und anderer hochwertiger Ausstattung. Idealvorstellungen von Familie, gelingendem Leben und Werthaltungen sind bis heute aufs engste verknüpft mit dieser Wohnform, auf deren Beliebtheit insbesondere die Kommunalpolitik kleiner ländlicher Gemeinden und Städte nach wie vor verweist.

Eine ergänzende Perspektive erhofften wir uns von den Bewohnerinnen und Bewohnern der Häuser. Welche persönlichen Erfahrungen verbinden und verbanden sich für sie mit dem Bau, dem Erwerb, dem Umbau, dem Verkauf oder gar dem Abriss ihrer Häuser? Entsprechend der Bau ihres Hauses der Realisierung eines lang gehegten Traums? Wie gingen sie mit Problemen um? Welche Erfahrungen und Erlebnisse würden sie in den Mittelpunkt stellen?

Darüber hinaus versprachen wir uns auch durch die Berichte der Bewohnerinnen und Bewohner von Mietwohnungen eine erweiterte Sicht auf das Wohnen, bildet diese Wohnform in Deutschland doch nach wie vor das von einer Mehrheit geteilte Erfahrungsspektrum. Welche Aspekte würden für die Mieterinnen und Mieter zentral sein? Wie würden sie die Beziehung zu dem von ihnen bewohnten Mietshaus beschreiben?

2 Das Statistische Bundesamt gibt für 2015 eine Anzahl von 12.469.955 Einfamilienhäusern an. Rechnet man die Häuser mit zwei Wohnungen dazu, sind es über 15 Millionen. Vgl. [https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bauen/Wohnsituation/BestandWohnungen2050300157004.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bauen/Wohnsituation/BestandWohnungen2050300157004.pdf?__blob=publicationFile), S. 10 (Stand: 16. 1. 2017).

Bereits an dieser Stelle sei gesagt: Die eingesandten Berichte stellen die realen Wohnverhältnisse in Deutschland auf den Kopf. Durch den Schreibaufwurf fühlten sich weitaus mehr Hausbesitzer (Erbauer, Käufer und Erben gleichermaßen) als Mieterinnen oder Mieter angesprochen. Ob dies auf den Titel, den Inhalt oder die Gestaltung des Schreibaufwurfes zurückzuführen ist oder ein Ergebnis von bestimmten Werthaltungen und entsprechenden Selbst- und Fremdbildern ist, kann an dieser Stelle nicht beurteilt werden. Die Mietwohnung findet in diesem Buch mehrheitlich als Beginn einer Wohnbiografie und in Konkurrenz zum später erworbenen resp. gebauten Wohneigentum Erwähnung.

Die Geschichte der Schreibaufwürfe als Forschungstechnik reicht bis ins 19. Jahrhundert zurück. Zur Zeit der Gründung der Volkskundlichen Kommission, in den 1920er Jahren, war die Datenerhebung über sogenannte Gewährsleute eine stark geförderte und in der gesamten Republik über Landesstellen institutionalisierte Methode.<sup>3</sup> In Anlehnung an schwedische Vorbilder erarbeitete man in der Volkskundlichen Kommission in den 1950er Jahren eine Methode der Gewährsleutbefragung, die auf themenzentrierten Fragelisten beruhte, zu denen je nach Autor oder Autorin knapp oder in Aufsatzlänge geantwortet wurde.<sup>4</sup> Diese Berichte stehen heute, soweit dies urheber- und datenschutzrechtlich möglich ist, nicht nur für die Forschung, sondern für alle Interessierten zur Verfügung.<sup>5</sup> Auch jüngere kulturelle Phänomene wie etwa das Fernsehen wurden zum Gegenstand von Befragungen.<sup>6</sup> Das war keine spezifische Entwicklung in Westfalen bzw. Deutschland, auch in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung anderer Länder sind Schreibaufwürfe eine nach wie vor genutzte Methode der Datenerhebung.<sup>7</sup>

Die Volkskundliche Kommission für Westfalen hat seit den 2000er Jahren mehrfach Schreibaufwürfe aufgelegt: im Jahr 2008 zum Thema Weihnachten, im Jahr 2006 zum „Schneechaos“, bei dem im Münsterland eine Reihe von Städten und Gemeinden für mehrere Tage nicht mit Strom versorgt werden konnten und kommunikations- und verkehrstechnisch von der Außenwelt abgeschnitten waren, sowie 2005 die Aufforderung an alle Menschen in Westfalen, ihren Alltag am 18. November 2005 zu dokumentieren.

3 Vgl. Schmall, Friedemann: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980, Stuttgart 2009.

4 Vgl. hierzu: Saueremann, Dietmar: Volkskundliche Forschung in Westfalen. 1770–1970, 2 Bde., Münster 1986, Bd. 1, S. 114 ff.

5 Vgl. [http://www.lwl.org/medienarchiv\\_web](http://www.lwl.org/medienarchiv_web). Die Online-Datenbank der Volkskundlichen Kommission ermöglicht eine ‚einfache‘ und eine ‚erweiterte Suche‘ nach Schlagworten, Orten, AutorIn oder einem Zeitraum. Außerdem ist eine Volltextrecherche möglich. Zur Online-Datenbank vgl. Cantauw, Christiane, Nunes Matias, Jutta: Alltagskultur online. Die Digitalisierung von Archivbeständen der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, in: Holger Meyer, Christoph Schmitt, Stefanie Jansen, Alf-Christian Schering (Hrsg.): Corpora ethnographica online. Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihre Präsentation im Internet, Münster, New York 2014, S. 235–244.

6 Vgl. Saueremann, Dietmar: Volkskundliche Forschung in Westfalen. 1770–1970, 2 Bde., Münster 1986; zur Auswertung der Frageliste 38 vgl. von Hodenberg, Christina: Square-Eyed Farmers and Gloomy Ethnographers: The Advent of Television in the West German Village. In: Journal of Contemporary History 51,4 (2015), S. 839–865.

7 Eines der bekanntesten Beispiele ist die Studie von Ien Ang, für die 42 Berichte von niederländischen Zuschauerinnen und Zuschauern über ihre Sicht der Fernsehserie „Dallas“ ausgewertet wurden: Ang, Ien: Watching Dallas: Soap Opera and the Melodramatic Imagination, Methuen 1985.

Unter dem Titel „Mein 18. November“ erreichte dieser Schreibaufwurf mit insgesamt mehr als 5000 Antwortschreiben eine außerordentlich große Resonanz.<sup>8</sup>

Bei dem Hausgeschichten-Schreibaufwurf war dies ganz anders. Nicht nur, dass die Anzahl der Einsendungen anfangs eher gering war, vielmehr meldeten sich auch Auskunftswillige, die betonten, sie hätten keine Zeit und eigentlich auch keine Lust, ihre Hausgeschichte selbst aufzuschreiben. Sie seien aber durchaus willig und interessiert daran, an dem Projekt teilzunehmen. Wie sollte man in diesen Fällen verfahren? Ich ließ es auf den Versuch ankommen und besuchte einen dieser Hausbesitzer, der in einem historischen Fachwerkhaus wohnt. Mit ihm führte ich ein mehr als zweistündiges, intensives Gespräch, in dessen Verlauf er mir über den Kauf und die Restaurierung des Gebäudes, über seine persönliche Verbindung zu dem Haus und seine Wohnphilosophie erzählte. Das Gespräch zeichnete ich mit einem Aufnahmegerät auf und stellte beim Abhören im Büro Erstaunliches fest: Das Gesagte verband sich wie durch ein Wunder zu einer in sich konsistenten Geschichte, die die ganz persönliche Beziehung des Besitzers zu seiner Immobilie nachvollziehbar machte. In ähnlicher Form verfuhr ich auch bei anderen Hausbesitzern, die lieber erzählen als schreiben wollten und die mich zu einem Gespräch in ihre Häuser einluden. Unmerklich entstand auf diese Weise nach und nach ein ganz eigener Typ von Geschichten, die hier in Form von Reportagen abgedruckt sind.<sup>9</sup>

Überraschend erreichte mich als Resonanz auf den Schreibaufwurf außerdem die Einsendung eines Bautagebuches, bei dem es sich um eine Quellengattung handelt, welche der Forschung eher selten zur Verfügung steht. Rosemarie Krieger, die Urheberin dieses einzigartigen Dokuments, vertraute mir dieses nicht nur zur Auswertung an, sondern stimmte auch einem Faksimile-Druck zu, so dass das Bautagebuch mit seinen zahlreichen Fotografien und sehr persönlichen Einträgen nun Teil dieser Publikation sein wird. Im Gegensatz zu den Hausgeschichten und Reportagen ist das Bautagebuch zeitnah während der Bauphasen des Einfamilienhauses der Familie Krieger entstanden. Es berichtet von den Hoffnungen und Problemen während des Auf- und Umbaus, die aufgrund des Todes des ersten Ehemannes von Frau Krieger eine ganz eigene Dramatik entwickelten. Am Ende des Tagebuches befindet sich eine Einladung der Autorin an ihre Tochter, die in Form eines Hotelprospektes gestaltet und – quasi als Schluss- und Höhepunkt – nachträglich in das Bautagebuch eingeklebt wurde.

Auch wenn das Bautagebuch in dieser Publikation eine gewisse Sonderstellung behauptet, so lassen sich doch auch die Gemeinsamkeiten mit den von den Menschen

8 Vgl. „Mein 18. November“. Menschen schreiben Alltagsgeschichte, hrsg. von Ruth-E. Mohrmann, Britta Spies und Lutz Volmer, Münster/New York/München/Berlin 2006; Schneechaos im Münsterland, hrsg. von Christiane Cantaaw und Johannes Loy, Münster 2007; Mein Weihnachten. 100 erlebte Geschichten, hrsg. von Christiane Cantaaw und Johannes Loy, 2 Bde., Münster 2010 und 2011. – Alle Antwortschreiben, die in der Volkskundlichen Kommission im Rahmen des Schreibaufwurfs „Mein 18. November“ eingingen, wurden im Archiv für Volkskunde in Westfalen archiviert.

9 Mit diesen Reportagen bin ich stets so verfahren, dass ich sie denjenigen, von denen sie handeln, noch einmal zugeschickt habe. Sie hatten auf diese Weise Gelegenheit, sachliche Fehler zu korrigieren oder auf wichtige Inhalte hinzuweisen, die noch fehlten.

selbst geschriebenen Berichten und den von mir formulierten Reportagen nicht übersehen: Der Kern dieser Geschichten besteht in den Beziehungen, die durch die Häuser entstehen, in Frage gestellt oder bestätigt werden. Anders ausgedrückt: Die Hausgeschichten sind letztlich Geschichten von sozialen Beziehungen; Paarbeziehungen, Familiengeschichten, ja sogar Nachbarschaften haben sich mit den Immobilien zu einer untrennbaren Einheit verwoben, die ihre Relevanz aus dem gemeinsam Erlebten, aus geteilten Werthaltungen und Erwartungen schöpft.

Während aber im populären Traum vom eigenen Haus dieses als Flucht- und Endpunkt, als sicherer Ort fungiert, ergibt sich aus der Lektüre der Hausgeschichten ein ungleich vielschichtigeres Bild, in dem die Dynamik der Beziehungen dominiert. Die vermeintlich festgefügtten Häuser sind längst nicht so immobil und unwandelbar, wie sie aussehen. Sie werden umgebaut, vergrößert, verkleinert, teilweise sogar an dem einen Ort abgebaut und an einem anderen wieder aufgebaut. Und auch die in und mit ihnen geknüpften Beziehungen erweisen sich als höchst veränderlich.

Hausgeschichten sind Geschichten, in denen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbinden. Der Umzug in eine neue Wohnung oder ins Eigenheim stellt meist einen biografischen Meilenstein dar, dem Entbehrungen und Leistungen vorangegangen sind, die gelegentlich als gemeinschaftlich geteilter Erinnerungs- und Erfahrungsschatz über Generationen hinweg weitererzählt werden. Nicht selten erweisen sich die von den Vorfahren geknüpften Hausbeziehungen als enorm langlebig, wenn daraus Verantwortlichkeiten für eine Immobilie erwachsen oder Wert- und Erwartungshaltungen darauf liegen, mit denen sich ihre Nachfahren auseinandersetzen müssen.

Viele der in diesem Buch versammelten Geschichten sind Erfolgsgeschichten. Das bedeutet jedoch nicht, dass Probleme, Ängste, Schwierigkeiten und Fehler, die sich mit dem Bau oder Kauf, dem Umzug oder Umbau verbinden, nicht zur Sprache kämen. Im Gegenteil spielen negative Erfahrungen oder Rückschläge eine wichtige Rolle in den Geschichten. Wichtig ist, dass sie gemeistert werden. Das Haus ist in diesem Zusammenhang der das eigene Leben überdauernde Beweis, es geschafft und etwas geschaffen zu haben. Das Haus befindet sich zunächst einmal auf der Haben-Seite der persönlichen Lebensrechnung. Die Verantwortung dafür, dass dies auch so bleibt, wird an die nachfolgenden Generationen weitergegeben.

Allen, die auf die eine oder andere Weise am Zustandekommen dieses Buches mitgewirkt haben, sei hier noch einmal ausdrücklich gedankt. Ohne sie wäre diese Publikation nicht zustande gekommen. Das gilt natürlich vor allem für diejenigen, die Geschichten, Fotografien, Baupläne und anderes Material eingesandt oder die mich zu einem Gespräch in ihr Haus eingeladen haben.

Gedankt sei an dieser Stelle auch Martin Egbert, der mit seinen Fotografien einigen meiner Reportagen zu mehr Anschaulichkeit verholfen hat.

Christiane Cantauw, Münster 2017



# Eines der schönsten Wohnhäuser auf dem Vollenbrok

Hermann Rauße, Wettringen

Vom Wettringer Amtmann Tenholt erhielt unser Urgroßvater, Kötter Bernhard Henrich Rauße, am 21. April 1895 folgenden „Baukonsens“: „[...] wird in Folge seines Antrags vom 15. März 1895 hiermit die polizeiliche Genehmigung erteilt, auf seinem Grundstück Flur 19, Parzell-Nr. 172/154 der Katastergemeinde Wettringen ein Wohnhaus zu errichten. Es wird hierbei die Bedingung gestellt, daß das Gebäude genau nach der eingezeichneten Zeichnung, von welcher das Duplikat zurückerfolgt, ausgeführt wird.“

Das Haus wurde in massiver Bauweise mit Luftschicht und mit Schüttorfer Handstrichklinker errichtet, die Außenfassaden waren gegen das Eindringen von Feuchtigkeit mit einem Klarlack behandelt. Das große Steildach war mit schwarzen, sogenannten Mönch- und Nonne-Dachziegeln eingedeckt. Um den Dachboden vor Regen und Schneewehen zu schützen, wurden Ritzen zwischen den Dachziegeln mit – wahrscheinlich – selbstgefertigten Strohdocken gedämmt. Das Haus ist nach den Plänen eines mir nicht bekannten Architekten offensichtlich komplett in eigener Regie errichtet worden.

Viele Originalrechnungen und auch Schriftverkehr aus der Bauphase liegen noch vor. Die Ziegelei Wilhelm Lammering, Schüttorf, lieferte zum Beispiel 42 000 Ziegelsteine für 820 Mark. Von dem Fuhrmann Wilhelm Niebuhr, Hörstel, liegt ein Beschwerdebrief vor, weil der Weg von Wettringen zur Baustelle am 3. Januar 1895 mit vier Wagen Steinen und acht Pferden nicht passierbar war. Statt der vorgesehenen zehn Minuten Fahrzeit war ein Umweg von 2,5 Stunden erforderlich. In den Monaten Juni und Juli 1895 wurden zehn weitere Wagenladungen mit zusammen 23 000 Steinen für 18 Mark pro 1000 Stück in eigener Regie gefahren. Der so ersparte Fuhrlohn betrug 57,80 Mark. Für den Brunnenbau lieferte die Firma G. Hüsing aus Burgsteinfurt am 7. 8. 1895 „1000 Püttsteine“ für 25 Mark.

Außer weiteren Rechnungen für Bauholz, Bretter und weitere Baumaterialien liegen sonstige Kostenbelege von Handwerkern nicht vor. Das Richten und Dachdecken des Hauses geschah ohnehin stets durch Nachbarschaftshilfe, auch noch zu meiner Zeit. Für meine Vermutung der erheblichen Eigenleistungen und unentgeltlichen Nachbarschaftshilfen spricht auch die quittierte Original-Rechnung der Brennerei Wilhelm Niehues Wwe. aus Maxhafen: In der Zeit vom 26. 3. 1885 bis zum 13. 9. 1895 wurden 326 Liter Branntwein zum Literpreis von 75 Pfg. = zusammen 244,52 Mark geliefert und ganz sicher auch getrunken.

Das Wohnhaus hatte Außenmaße von 19 Metern Länge und 12 Metern Breite. Es war nur zu einem kleinen Teil, und zwar unterhalb der sogenannten Upkammer, unterkellert. Hier befanden sich Papas unentbehrlicher Vorratsbehälter, ein gemauertes „Pökelfass“ – für etliche Schinken und Speckseiten – sowie einige Holzregale für Eingemachtes aller Art.

Der Wohnraum war von der Tenne ursprünglich nur durch eine zweiflügelige Holztür – mit kleinteiligen Scheiben und gehäkeltten Gardinchen im oberen Bereich –

abgetrennt. So konnten die aufgestellten Milchkühe den ganzen Tag beobachtet werden. Die große Tenne hatte einen geriffelten Betonfußboden. Die zweiflügelige, von außen grün und weiß gestrichene „Niendör“ (Tennentür) war an einer Seite quergeteilt und separat zu öffnen, sie hatte ein Schlupfloch für Hühner und Katzen. Die obere Tür stand sommertags immer offen, damit die Schwalben, die an den dicken Holzbalken nisteten, ungehindert ein- und ausfliegen konnten.

Direkt über dem Kuhstall befand sich die sogenannte Hiehl, ein teils durch Bretter dicht geschlossener Verschlag, in dem ursprünglich unsere Hühner gehalten wurden. Sie wurden sozusagen von den Kühen gewärmt. Zu unserer Kinderzeit war hier der erste Taubenschlag für Hannes' Reisebrieftaubenzucht. Holzleitern führten zur „Hiehl“ hinauf und von dort zum geräumigen „Balken“ (Dachboden). Dort lagerten die komplette Heuernte und Strohballen, die Tagesration wurde durch die große Bodenluke auf die Tenne geworfen. Von der Tenne aus gelangte man zum TC bzw. Lokus („Plumpsklo“).

Gleich nebenan war der Wasch- und Wirtschaftsraum mit „Schwengelpumpe“, die einzige Zapfstelle, die „Mensch und Vieh“ mit Wasser aus dem nahen Brunnen versorgte, sofern die Zuleitung im Winter nicht eingefroren war. Hier hat man sich also morgens kalt gewaschen. Auch die Milchkannen und sogar das Essgeschirr wurden hier gereinigt.

Der Wohnbereich konnte ursprünglich nur im Erdgeschoss genutzt werden. Von der großen Eingangsdiele führten links Türen in den Schlafbereich, rechts zwei Türen in die gute Stube („besten Stuom“) und zum Keller und geradeaus in die geräumige Wohnküche. In der Diele lagen, diagonal verlegt, große quadratische dunkelgraue und hellgraue Fliesen. Über der Tür zum Schlaftrakt brannte ständig ein Öllicht vor dem Bild der „Immerwährenden Hilfe“. Einziges Mobiliar in der Diele war eine Garderobe mit Spiegel und Hutablage.

Der Fußboden in der Küche war ebenfalls, allerdings kleinformatiger, gefliest. Die geputzten und weißgestrichenen Wände erhielten in regelmäßigen Abständen von Malermeister „Papi“ Lehmkuhl, der übrigens mit seiner Frau sieben Töchter und keinen männlichen Erben hatte, ein neues Muster; es wurde mit einer Farbrolle aufgetragen. An der Wand hing „de Klock“ im Eichengehäuse mit Big-Ben-Schlag. Diese aufziehbare Uhr ging regelmäßig bewusst vor, so dass wir Kinder fast nie zu spät zur Schule kamen, es sei denn, die Bahnschranken waren geschlossen! Mitten in der Küche stand der überdimensionale, blankgescheuerte Tisch aus massiver Buche mit Stühlen. An der Stirnseite der Küche standen das „Brautschap“ (Brotschrank) mit Anrichte sowie Vorrats- und Geschirrschrank. Über der sogenannten Maschien, dem vielseitig nutzbaren Küppersbusch-Herd mit Reling, großem Backofen und „Vorderladung“ für Holz und Kohle, befand sich der „Bosen“. Dieser Rauchfang, auch westfälischer Himmel genannt, war für den Schornsteinfeger begehbar: Dort hingen seinerzeit Schinken, Würste und Speckseiten im Rauch, denn anfangs befand sich darunter sehr wahrscheinlich ein offenes Herdfeuer. An der Decke über dem Brautschap waren zwei Flachstahlschienen angebracht. Ich kann mich noch gut erinnern, dass hier nach dem Wursten die frischen Koch- und Dauerwürste, also



Leberbrot und Wurstebrot sowie Mett- und Plockwurst, auf „Schnesen“, das sind etwa daumendicke Hainbuchenstäbe, zum Trocknen bzw. bis zum mehr oder weniger baldigen Verzehr aufgehängt wurden.

Im besten Zimmer standen ein Büffet, ein Sofa, der Ausziehtisch mit gepolsterten Stühlen und ein Kohleofen. Dieses Zimmer wurde jedoch kaum geheizt. Ein Aluminium-Kronleuchter hing mitten im Zimmer.

Im sogenannten ersten Stuum befand sich das Kinderzimmer mit zwei Betten. Gleich links neben der Tür stand ein großes Vertiko aus Nussbaumholz, darauf ein gerahmtes Jugend-Portraitfoto von Mama (sie war sehr hübsch, 17 Jahre alt), mit geflochtenem Haarkranz um den Kopf, eine Hand lässig an einen gepolsterten Stuhl gelehnt. Auf dem Tisch eine Orange mit heruntergeklappter Schale als Dekoration. Das war wohl eine Andeutung auf die Seltenheit dieser Südfrucht um etwa 1925. Dieses Bild habe ich früher mehrfach intensiv betrachtet. Rechts im Zimmer stand ein massiver, dreitüriger Eichenschrank, in dem unter anderem das Hausarchiv verwahrt wurde. Sehr häufig habe ich in diesen alten Akten gestöbert und mit Erfolg versucht, die teils jahrhundertealten Schriften zu entziffern. Erstaunt

musste ich dabei feststellen, dass mein Urururopa, Joan Gerhart Lambert (1763–1827), des Lesens und Schreibens nicht kundig war, weshalb er statt einer Unterschrift drei Kreuze auf eine Urkunde malte. In einem weiteren meterhohen Schrank zwischen zwei Fenstern wurden sämtliche Ausgaben der „Stadt Gottes“, der Monats-Zeitschrift des Steyler Ordens, gesammelt. Als etwa

zehnjähriger Schüler habe ich tagelang und mit großem Eifer die sehr interessanten Berichte der Steyler Missionare, vor allem solche aus den deutschen Kolonien in Afrika, Fernost und Übersee, verschlungen. Noch zu meiner Schulzeit brachte Oma Winnemöller uns die „Stadt Gottes“ regelmäßig ins Haus.

In dem geräumigen Elternschlafzimmer stand links der Waschtisch mit etlichen Schubladen und einer Marmorplatte als Abdeckung. Auf dieser warteten zwei große Porzellan-



Die Hochzeit meiner Eltern Johannes Aloysius Rauße und Änne Winnemöller wurde selbstverständlich auf dem Hof gefeiert, Wettringen 1933.

schüsseln und zwei Fünf-Liter-Kannen auf ihren nächsten Einsatz, sie wurden nämlich meines Wissens nur bei den Hausgeburten benutzt. An der Wand über dem Waschtisch war ein großer Spiegel. Links neben dem Türrahmen befand sich wie in allen Schlafzimmern das Weihwassertöpfchen. Über der Tür war ein holzgerahmter Glaskasten angebracht, in dem der Myrtenkranz und das Sträußchen von der grünen Hochzeit meiner Eltern im Jahre 1933, in weiße, drapierte Seide eingebettet, verwahrt wurden. Über den Ehebetten hing ein Holzkreuz mit Korpus und einem geweihten Buchsbaumsträußchen vom Palmsonntag. Neben dem Doppelbett und einem viertürigen Eichen-Kleiderschrank gehörte noch der sogenannte Mantelstock, ein offener Schrank mit dunklem Vorhang für die Tageskleidung, zum Mobiliar des Elternzimmers.

Bei der nur vom Wohnzimmer zugänglichen „Upkammer“ – darunter war der Keller – handelte es sich in der Architektensprache um einen sogenannten gefangenen Raum. Das Inventar bestand aus einem mächtigen, zweitürigen Kleiderschrank aus Eiche. Außer einem weiteren Einbauschränk oberhalb der Kellertreppe, in dem die Alltagskleidung verwahrt wurde, standen dort zwei breite Betten. Dieses Zimmer war sozusagen Opa Heinrichs bescheidenes Altenteil, das er im Sommer 1933 im Alter von 63 Jahren bezog.



Meine Eltern und meine Brüder Willi und Alfons im großen Nutzgarten jenseits der Straße, von wo man einen guten Blick auf unser Wohnhaus hatte, Wetringen 1958.

Bruder Hannes hat auch einige Jahre hier geschlafen. In dem zweiten Bett schlief jahrelang unser „Kostgänger“ Albert Stegmann aus Langenhorst. Als Weber im Schichtbetrieb war er in der Weberei F.A. Kumpers beschäftigt. Kostgänger bedeutet, dass dieser als Ersatz für Kost und Logis Arbeit in Haus und Hof leistete.

Nach dem Kriege hat Papa in mehreren

Abschnitten, bedingt durch die stetig wachsende Anzahl der Familienmitglieder, bauliche Veränderungen im und am Haus veranlasst. Ende der 40er Jahre wurde ein Tiefkeller mit Ausmaß des darüber liegenden Wohnzimmers ausgehoben. Die riesige Kartoffelkiste – etwa 5 × 2 × 2 Meter groß, für gewiss 50 Zentner Erdäpfel – wurde durch das neu gebrochene Kellerfenster über eine Rutsche befüllt. Neue Regale für das Eingemachte wurden in Eigenarbeit gezimmert.

Hier wurden auch eine elektrisch betriebene Pumpenanlage für fließend Wasser und ein mannshoher Wasserboiler installiert. Zeitgleich wurde ein von allen Familienmitgliedern langersehntes Badezimmer im Bereich des Zugangs zur Tenne errichtet. Das bisherige Plumpsklo wurde ebenso entfernt und rechts von der großen Deelentür eine neue Toilette mit Wasserspülung gebaut.

In diesem zeitlichen Rahmen modernisierte Papa auch den Wohntrakt: Die Küchenwände wurden 1,50 Meter hoch gefliest und ein moderner Kombiherd angeschafft, der neben der Kochgelegenheit gleichzeitig die neuen Heizkörper im Erdgeschoss mit Warmwasser versorgte. Die Schlafzimmer im Dachgeschoss blieben weiterhin ungeheizt. In den damals strengen Wintern bildeten sich hier Eisblumen an den Fensterscheiben, und ab und zu war die Zudecke morgens vom Atem der Schläfer hartgefroren. Zur gleichen Zeit erhielten alle Wohnräume im Erdgeschoss Rollläden.

Ich denke, dass ich objektiv bin, wenn ich behaupte, dass unser Wohnhaus danach wohl eines der schönsten auf dem Vollenbrok war!

# Unser Haus am Wald

Margarete Seiffert

Als ich ein kleines Kind war, erzählte mir Großmutter von ihrem lebenslangen Wunsch, ein Haus aus Stein zu besitzen mit einem glänzenden Dach aus gebranntem Ton. Gemeint waren Dachziegel, die aussahen wie Blumentöpfe. Bei uns in Schlesien gab es auf dem Land früher fast nur Holzhäuser. Aus Holz war schnell ein kleines Haus gebaut, doch genauso schnell konnte es auch abbrennen. Meistens war es Großmutter, die uns weckte. Sie hörte alles zuerst, weil sie schlecht schlafen konnte. Wieder einmal brannte es irgendwo, und wir gingen schauen. Sie nahm mich bei der Hand und schien sich zu freuen: „Bald steht dort ein neues Haus!“ Der dicke Dorfgendarm hatte schon ermittelt: „Asche ist rausgefallen, hat gezündelt. Es war eine natürliche Ursache!“

In der Tat stand bald auf derselben Stelle ein neues Haus aus Ziegelsteinen mit einem Dach aus gebranntem Ton. Alles war schön und neu. Wer sollte um ein altes Holzhaus trauern? Die größte Freude hatte der Nachbar Bauer Radke, denn er hasste die Holzhäuser, nannte sie Hundebuden. Er konnte helfen, wenn man sich sehnlichst ein so schönes Haus wünschte, das sich die meisten trotz größter Sparsamkeit nie hätten leisten können. Seit er reich geworden war, half er jedem, der darum bat, und unser Dorf wurde immer größer und schöner.

Auf dem Grundstück von Bauer Radke hatten sich nämlich große Kalksteinvorkommen gefunden. Er verkaufte die riesigen Fundstätten unter seinem Land und kaufte normale Felder. So vergrößerte er seinen Besitz und wurde reich. Jetzt konnte er denen, die sich schöne neue Häuser wünschten, mit Krediten helfen.

Viele Jahre zuvor hatte Bauer Radke Großmutter heiraten wollen, aber er konnte nicht. Denn damals, vor mehr als hundert Jahren, musste ein Bauerssohn ein reiches Mädchen heiraten, sie musste Geld mitbringen. Und so heiratete der damals junge Radke eine reiche Bauerntochter, doch die war krank. Sie starb jung, ungefähr zu der Zeit, als auch mein Großvater starb. Er war Bergmann und war verunglückt. Da er durch eigenes Verschulden zu Tode gekommen war, zahlte keiner. Großmutter musste aber ihre Familie ernähren, und so wurde sie bei dem reichen Bauern Radke Hauswirtschafterin. Seit Großmutter bei Radke arbeitete, war sie plötzlich reich. Sie hatte immer Geld, und unsere Familie war jetzt wohlhabend. Der reiche Bauer Radke schenkte uns das Bauland, und so rückte der Traum meiner Großmutter von einem Haus aus Ziegelsteinen mit einem Dach aus gebranntem Ton in greifbare Nähe. Am Dorfrand, nahe beim Wald, wurden zwei gleiche Häuser gebaut, für unsere Familie und die meines Großonkels. Der Onkel hatte die beiden Häuser mit Hilfe von Mannen erbaut, die aus Polen in unser Dorf kamen, um zu arbeiten. Beide Häuser waren gleich groß und gut ausgestattet.

Bevor wir dort einzogen, hatten wir tief im Wald, weit hinter dem abgelegenen Bahnhof, in einem Bahnwärterhaus gewohnt. Als mein Vater meine Mutter geheiratet hatte,

bot ihm die Reichsbahn Arbeit und ein Haus an, das leerstand. Dort wohnten wir, bis Mutter immer mehr Angst vor den Schlangen ringsum bekam. Sie wollte raus aus dem Wald und in das neue Haus einziehen. Es war ihr doch allzu einsam in dem großen Wald, und das schöne neue Haus lockte allzu sehr. So zogen wir an den Dorfrand, wo neben Tante Bertel das neue Haus von Großmutter mit den großen Fenstern auf uns wartete.

Irgendwas hatte sich verändert. Wir waren jetzt reich, und in dem neuen Haus stand oft Wein auf dem Tisch, und Vater zog öfter eine Tafel Schokolade aus der Tasche. Die war zwar teuer, aber danach fragte keiner mehr. Es war, als hätte das leuchtende Ziegelhaus uns Glück gebracht. Wenn ich Sehnsucht hatte nach dem alten Haus im Wald, dann nahm mich Großmutter an die Hand, und wir gingen durch den Wald dorthin, wo am Bahnwärterhaus große Kirschbäume standen voller Süßkirschen. Vor dem Haus wuchsen Heidelbeerbüsche, blauschimmernd voller Beeren. Himbeeren leuchteten an den Büschen wie kleine Rosen so rot. Bauer Radke ging mit uns. Er war so gut zu mir, und ich liebte ihn wie einen richtigen Großvater. Die beiden Alten erzählten sich von früher, und ich pflückte Waldbeeren und genoss die himmlische Zeit. Es war die glücklichste Zeit meiner Kindheit.

Doch dann kam der 7. 7. 1928. Ich war mit Großmutter allein. Ein Gewitter zog auf, es war kurz vor Mittag. Ein Schlag wie ein Donner ließ unser neues Haus erzittern. Ich sprang aus der kleinen Wanne, in der ich badete. Großmutter stand in der Küchentür, schwarz vor Ruß und ihr weiter Rock brannte. Eine Stichflamme war aus dem Herd geschossen. Großmutter nässte ihren Rock und löschte den brennenden Stoff. Keiner war da, der helfen konnte. Wir rannten hinaus in den strömenden Regen. Da sah ich voller Entsetzen, dass das Haus nur noch halb da war. Ein Orkan mit Windhose hatte unser Dach abgedeckt und es in den gräflichen Wald getragen. Ich wurde vor Entsetzen ganz still. Als ich nach Großmutters Rock fassen wollte, um mich irgendwo festzuhalten, fiel Großmutter um und blieb auf dem Gehweg liegen. Mein Herz hörte auf zu schlagen, doch dann rappelte ich mich auf und rannte ins Nachbarhaus zum Onkel, denn dort hatten sie von dem Unglück noch nichts bemerkt und saßen beim Essen. Ich riss die Tür auf – sprechen konnte ich nicht. Doch der Onkel langte sofort nach einer Decke und hüllte mich ein. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich nackt war. Jetzt erst bemerkten die Verwandten, dass unser Haus kein Dach mehr hatte.

Als ich später an der Hand von Cousine Paula wieder vor unserem nun dachlosen Haus stand, kam mit unsäglichem Getöse die Feuerwehr, gezogen von zwei Pferden. Doch bei uns brannte es nicht. Das Dach war weg, ein Giebel fehlte auch und große Löcher klafften im anderen Giebel. Ein Schornstein war auch umgefallen. Unbegreiflich, was der Orkan aus dem vorher so schönen Haus gemacht hatte. Vor allem hatten wir ja die so teure und moderne Elektroheizung erst seit kurzem im Haus, und aus den damals primitiven Leitungen sprühten Funken wie Blitze auf den vom Regen durchnässten Fußboden. Noch heute spüre ich das Kribbeln in den Beinen. Das ganze Haus stand also auch noch unter Strom. Der Onkel konnte helfen. Er machte einen Satz an den Kasten, in dem die Sicherungen waren, und schaltete den Strom aus. Ob wir das Unglück ohne seine Hilfe über-

standen hätten? Weder Großmutter noch sonst jemand anderes wusste überhaupt, wo man den Strom abschalten konnte. Das war der für uns noch so neue Fortschritt: Strom konnte töten – und wir wussten es noch nicht mal so genau.

Tante Bertel, Großmutter's Schwester, nahm uns in ihr Haus mit. Großmutter zitterte, und ich hatte Angst, sie könne sterben. Dann kam Mutter, sie stand plötzlich in der Küchentür. Ihr verweintes Gesicht drückte Angst und Hoffnungslosigkeit aus. Mutter küsste die Wange des Onkels, der auf der Bank in der Küche saß und sich nicht fassen konnte: „Hilf uns bitte! Lass uns nicht zugrunde gehen. Du bist der Einzige, der das kann!“ Aber der Onkel fauchte: „Ich soll das wieder aufbauen? Und was macht dein Prinz? Und mit was wollt ihr das überhaupt bezahlen? Hast du gesehen, euer Haus ist eine Ruine, und die Reparatur wird teuer, wenn es denn überhaupt was wird!“ Der Onkel weinte, die Tränen nässten sein weißes Hemd. Mutter drückte sich an den ebenso wie sie selbst verzweifelten Onkel und flüsterte: „Wir gehen heute Abend mit Großmutter zu Großvater Radke. Der gibt uns das Geld. Er hat die Scheine auf seinem Eichentisch unter der großen Tischdecke versteckt. Mach dir keine Sorgen und hilf mir jetzt gleich.“

Wir sammelten uns ein Häufchen Verwandte und Freunde und gingen in den Wald, über dem die Sonne strahlte, als wäre nichts geschehen. Hänchen, Onkels Sohn, verteilte Frühkirschen, und neue Hoffnung erfüllte uns. Nur der Vater war noch nicht da. Er hatte zu viel Wein getrunken. Aber der Onkel ging ja mit in den so veränderten Wald. Je näher wir jedoch der Stelle kamen, wo im hohen Gras unser einstmaliges so starkes Glanddach in Scherben lag, desto mutloser wurden die Erwachsenen wieder. Das, was wir sahen, war vernichtend: Bruchstücke unseres wertvollen Daches lagen vermischt mit Strauchwerk und Gras verstreut umher. Unsere Mutter weinte. Doch Großmutter's altes Gesicht zeigte wieder den alten Mut, denn dicht hinter ihr kam Bauer Radke, und sie wusste ja, der verließ sie nie. Sie hatte trotz des vielen Kummers ihre lange, rotglänzende Kette um den Hals und die großen passenden Korallenohrringe nicht vergessen. Großvater Radke wird zahlen, da war ich mir sicher. Denn die Ausstrahlung der fast achtzigjährigen Großmutter war so, dass ihr ein solch selbstloser Menschenfreund und Helfer nicht widerstehen würde. Doch ich irrte mich. Die Ohrringe halfen nicht, die Geldreserven von Bauer Radke waren schon zu sehr geschrumpft. Zu begehrt waren seine Bauhilfen für die schönen neuen Häuser im Dorf und die Zinsen so minimal. Großvater Radke war pleite!

Ich hörte jemanden davon reden, ein Pappdach reiche doch auch, und so dachte ich auch. Ein Pappdach glänzte auch, wenn es regnete. So wurde unser Haus denn notdürftig repariert. Bretter, mit Pappe überklebt, verstärkten den Giebel. Das Dach wurde provisorisch wieder instandgesetzt. Ach, und Pappe war ja gar nicht so übel. Sie versteckte die Mängel. Der Traum vom schönen, festen Haus mit Glanddach war jedoch zerstört und von der Pappe tropfte Teer herunter, wenn es sehr warm war. Doch die Zeiten waren so. Krieg und dann Vertreibung, und unser geliebtes Haus am Wald überstand alles. Später lebten Polen darin. Sie liebten es, das Haus am Wald, und besserten es aus. Unsere Heimat-Ruine bröckelt zwar, aber sie steht immer noch. Auch eine Ruine bleibt Heimat.

# Arbeit von früh bis spät: Gastwirtschaft, Bäckerei und Landwirtschaft unter einem Dach

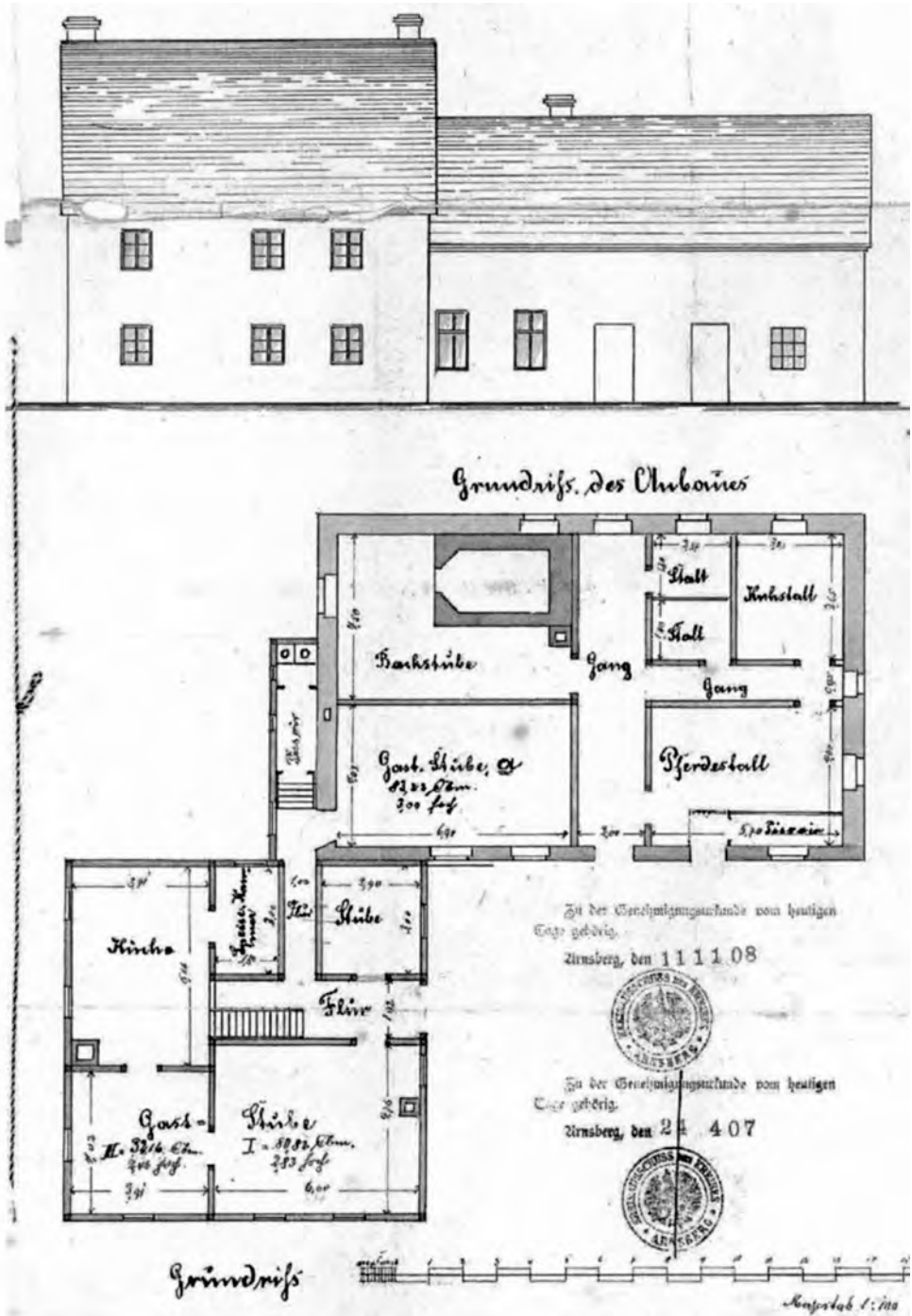
Albert H. Hoffmann, Müschede

Unser altes Haus war zu Beginn des 19. Jahrhunderts errichtet worden und hatte schon vielen Generationen der Familien Buiker-Hoffmann-Schwingenheuer Schutz und Heimat geboten. Allein aus den Familien Johannes-Josephus, Franz, Ferdinand und Albert Hoffmann sowie der Familie Ludger Schwingenheuer erblickten 28 Mitglieder in diesem Haus das Licht der Welt. An die Anordnung der Räume kann ich mich noch sehr gut erinnern: Links befanden sich die beiden Gasträume unserer Gastwirtschaft. Von dem ersten Gastraum führten zwei Stufen in den etwas höher gelegenen kleineren Gastraum, von dem man dann direkt in die größere Küche mit dem angrenzenden Vorratszimmer kam, in dem auch die Zentrifuge stand. Rechts vom Hauseingang war dann der kleine Bäckerladen eingerichtet. Von der Küche aus führte eine kleine und sehr schmale Treppe ins Obergeschoss. Gleich rechts war dann das Wohnzimmer, die sogenannte gute Stube, die in aller Regel nur an den Weihnachtsfeiertagen genutzt wurde. Das dort anschließende Zimmer wurde als Fremdenzimmer genutzt. Links von der Treppe kam man in ein kleines Zimmer, in dem sich auch ein Waschbecken und ein kleiner Ofen befanden. Links von diesem Zimmer war dann das Eltern-Schlafzimmer angeordnet, und rechts schliefen wir drei Brüder. Unser Schlafzimmer war im Winter lausig kalt, und wir krochen stets ganz tief unter die Bettdecken. In dem mittleren Raum schliefen unsere Oma Bertha und Tante Elisabeth. Der weitere Raum wurde als Abstell- und Lagerraum genutzt. Von dort aus führte eine Treppe zum Dachboden; dort war auch die Räucherammer zu finden.

1907 war das Haus noch um einen Anbau erweitert worden, der die Backstube mit dem alten Holzbackofen, der Teigmaschine, den Brottrögen und den Spekulatiusbrettern sowie den Brotschießern und die Ställe für verschiedene Nutztiere beherbergte. Rechts vom äußeren Eingang des neu errichteten Anbaus war der Pferdestall, der später als Kuhstall genutzt wurde. Im hinteren Bereich waren die Schweineställe angeordnet.

Der Dachboden bot Raum zur Lagerung des Holzes für den Backofen, und ferner wurden dort das Heu und Stroh für das Vieh gelagert. Hinter dem neu errichteten Anbau waren eine große Obstplantage und große Weideflächen für die Kühe zu finden. In aller Regel hatten wir schwarzbunte Kühe, doch auf Wunsch von uns Kindern wurde später auch eine rotbunte Kuh angeschafft. Der damalige, aus Freienohl kommende Viehhändler Gregor Figge bereute stets die Lieferung der rotbunten Kuh, die wir auf den Namen Lotte taufte, da sie den Rest ihres Lebens nun in „schwarzbunter Gesellschaft“ verbringen müsse.

Nach dem Tod unseres Großvaters Franz Hoffmann im Jahr 1908 übernahm unser Onkel Ferdinand als ältester Sohn die Besitzung und verpachtete diese im Jahr 1931 an unseren Vater Albert Hoffmann, der die Bäckerei und Gastwirtschaft bis zum Jahr 1953



Straßenseitige Ansicht von Hof Hoffmann mit Gastwirtschaft und Bäckerei sowie Grundrisszeichnung von Haupthaus und Anbau, Müschede 1907.



weiterführte. Zu dieser Zeit hatte meine Cousine Maria Hoffmann den aus Hüsten kommenden Bäckermeister Ludger Schwingenheuer geheiratet, und sie und ihr Mann traten die Nachfolge an. Wir zogen ins Unterdorf, wo unsere Eltern in einem Neubau ebenfalls eine Gaststätte und eine Bäckerei eröffneten. Die Gaststätte hieß zunächst „Dorfschänke“ später dann „Zur alten Bäckerei“.

Für die Betriebsnachfolge kam ich als ältester der drei Söhne nicht in Frage, da ich mit meiner Körpergröße von annähernd zwei Metern zu „grell gewachsen“ war, wie meine Eltern zu sagen pflegten. Bei den schweren Arbeiten in der Backstube befürchteten meine Eltern gesundheitliche Schäden. Meine beiden jüngeren Brüder Rudolf und Hubert traten in die Fußstapfen unseres Vaters und bestanden schon in sehr jungen Jahren vor der Kreishandwerkerschaft in Arnsberg die Meisterprüfung. Auf einer Betriebsfahrt im März 1962 verunglückte Rudolf leider im Alter von nur 26 Jahren auf eisglatter Straße, so dass nun einzig mein Bruder Hubert für die Betriebsnachfolge in Frage kam. Nach dem Tod unseres Vaters im Jahr 1989 führte Hubert also die beiden Betriebe mit seiner Frau Ursula allein weiter. Ich entschied mich für eine Banklehre und begann im April 1950 als einer von insgesamt vier Mitarbeitern meine Lehrzeit bei der Hüstener Spar- und Darlehnskasse, der heutigen Volksbank Sauerland. Heute sind dort etwa 280 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigt. Als ich meine Tätigkeit begann, hatten wir lediglich zwei Geschäftsräume und ein Telefon. Meine erste Arbeit war allmorgendlich das Anzünden des Kanonenofens und das Addieren der Journale – noch im Kopf, versteht sich.

Der Neubau im Unterdorf, in dem wie gehabt eine Bäckerei und eine Gastwirtschaft untergebracht werden sollten, bedeutete für unsere Familie eine enorme Belastung. Nur vier Jahre nach der Währungsreform war es nicht leicht, die notwendigen Finanzierungsmittel zu erhalten, und die Reichsmark-Ersparnisse waren durch die Währungsreform am 20. Juni 1948 abgewertet und auf Deutsche Mark umgestellt worden. Noch bis zum Jahre 1950 waren die meisten Lebensmittel rationiert.

Die im neuen Haus eingerichtete Gastwirtschaft mit dem Namen „Zur alten Bäckerei“ und die Bäckerei blieben übrigens bis Ende der 1990er Jahre in Familienhand. Erst als der Backofen ‚seinen Geist aufgab‘, entschied sich mein Bruder Hubert, die Bäckerei zum 31. Dezember 1996 zu schließen. Gebacken wird hier nun nicht mehr, aber der Laden wird als Verkaufsfiliale von einem Pächter weitergeführt.

Wenn man zurückdenkt, dann muss man feststellen, dass sich vieles grundlegend verändert hat. In den 1950er Jahren kauften die damals noch sehr kinderreichen Familien in Müschede und Umgebung oft zehn bis zwölf Brote in der Woche. Damals wollten die Mütter sogar lieber altes Brot kaufen, weil das frische Brot zu gut schmeckte und von den Kindern zu schnell aufgegessen wurde. Über mangelnden Absatz konnten wir uns in unserer Bäckerei nicht beklagen. Es war auf der anderen Seite aber auch eine anstrengende Arbeit. Der Dienst in der Backstube begann an normalen Wochentagen gegen vier Uhr morgens und samstags schon gegen zwei Uhr. Im Gegensatz dazu ging es in der Gastwirtschaft erst am Abend los. Aber oft genug kam es auch vor, dass die Gäste bis

Mitternacht blieben. Ob dann zu dieser Zeit noch gute Geschäfte zu machen waren, das mag dahingestellt sein. Man muss natürlich wissen, dass die Gäste nicht nur des Alkohols wegen kamen. Sie wollten dort auch die neuesten Nachrichten aus dem Dorf erfahren.

Alles in allem muss man sagen, dass in unserem Haus von morgens früh bis abends spät ein geschäftiges Treiben herrschte: Auch wenn die Arbeit in der Gastwirtschaft, in der Backstube und im Laden gut aufgeteilt war – in der Gaststube hatte Tante Elisabeth das Regiment, während Vater und Mutter sich die Backstube und den Laden teilten –, so blieb doch für alle Beteiligten nicht viel Zeit zum Schlafen. An Ausruhen oder Müßiggang war gar nicht erst zu denken.

In der Backstube wurde nicht nur Brot gebacken, sondern auch Brötchen und andere Backwaren. Torten wurden erst lange nach dem Krieg hergestellt. Vor den besonderen Festtagen ging's schon um Mitternacht mit den ersten Arbeiten los. In der Backstube wurde dann der Teig für Brot und Brötchen – anfangs von Hand – später mit Hilfe einer Knetmaschine zubereitet. Das Brot wurde mit Sauerteig und die Backwaren mit Hefe angesetzt. Alles wurde auf herkömmliche Art und Weise nach alten Familienrezepten hergestellt. Teiglinge von Großbäckereien wurden nicht angeliefert. Wir setzten stets auf die gute und altbewährte qualitative Handarbeit. Stets war gute Qualität gefragt. ‚Kleine Brötchen backen‘, das war nun wirklich nicht die Devise.

Wichtig war natürlich auch, dass die Backwaren rechtzeitig fertig waren. Schon gegen sechs Uhr morgens kamen die ersten Kunden in die Backstube, um Brötchen zu holen. Das Ladengeschäft wurde dann um 6.30 Uhr geöffnet. Am späten Vormittag ging's auch noch auf Lieferfahrt mit einem kleinen Lieferwagen, in dem das frische Brot und das Gebäck nach Hüsten und Hachen gebracht wurden. Die Kunden warteten schon darauf.

Mutter organisierte die Arbeit im kleinen Geschäft, wo stets reger Andrang herrschte. In der Kriegs- und den ersten Jahren der Nachkriegszeit, als noch recht häufig der Strom ausfiel, hatte sie schon gegen vier Uhr morgens in der Backstube helfen müssen, um die Brotteige von Hand zu bearbeiten, weil unsere Gesellen noch nicht alle aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt waren. Wie überall gab es auch in unserem Geschäft in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit Backwaren nur „auf Karte“. Die Lebensmittelkarten berechtigten noch bis in das Jahr 1950 hinein zum Kauf von Lebensmitteln und somit auch von Brot. Sie waren ein Instrument der Planwirtschaft und zur Zuteilung von knappen Gütern unter Ausschaltung des eigentlichen Marktes bestimmt. Die planmäßige Erfassung und Verteilung knapper Güter – besonders in Kriegs- und Krisenzeiten – waren auch in der Kriegs- und Nachkriegszeit ein besonderes Steuerungselement. Die Lebensmittelmarken klebten wir in Ermangelung von Papier auf alte Zeitungen und brachten sie alsdann zur Amtsverwaltung in Hüsten. Dort wurden als Gegenleistung Bezugsscheine ausgestellt, die zum Erwerb neuer Mehle berechtigten.

Bis in die ersten Jahre der Nachkriegszeit war es übrigens üblich – obschon nicht gestattet –, dass bei den Schlachtfesten in der Winterzeit ein weiteres Schwein geschlachtet wurde, um so die dringend notwendige Ernährung der Hausbewohner in der kalten

Jahreszeit zu sichern. Eines Jahres ergab es sich, dass auch unsere Haushaltshilfe morgens schon sehr früh zur Mithilfe bei der Verarbeitung des Schlachtgutes half, und siehe da, plötzlich sah sie zwei Schweineköpfe. Ihre Reaktion darauf: „Mir war es bis heute nicht bekannt, dass es Schweinerassen mit zwei Köpfen gibt.“

Weil meine Eltern mit der Bäckerei, dem Laden und unserem Haushalt vollauf beschäftigt waren, kümmerte sich Tante Elisabeth, die mit uns im Haus wohnte, um die kleine Landwirtschaft, die Bestellung des Gartens, um die Kühe, Schweine, die Ziege und das Schaf sowie das Kleinvieh, die Hühner und die Gänse. Unsere Kühe wurden frühmorgens nach dem ersten Melken



Tante Elisabeth – hier beim Melken – kümmerte sich nicht nur um Garten und Vieh, sondern auch um die Gastwirtschaft und eventuelle Feriengäste, Arnsberg-Müschede, um 1950.

auf den direkt an unser Haus angrenzenden Apfelhof gebracht. In der Herbstzeit hüteten wir Kinder sie auf außerhalb unseres Dorfes liegenden Wiesen, die dann mit dem Grummet – dem zweiten Grasschnitt – bereits abgerntet waren. Dort lagen auch unsere Felder, auf denen Kartoffeln und Getreide angebaut wurden. Wie es Tante Elisabeth geschafft hat, sich neben ihren sonstigen Pflichten noch um die Gastwirtschaft und eventuelle Feriengäste – immerhin gehörte zu dem Gastbetrieb im Elternhaus auch schon ein Fremdenzimmer mit einem Bett – zu kümmern, ist mir bis heute ein Rätsel.

Allein war man in unserem Haus nie. Dafür sorgten schon die große Familie, die vielen Kunden und Gäste, die täglich in der Bäckerei und in der Gastwirtschaft ein und aus gingen. Wir Kinder fühlten uns wohl inmitten des Trubels. Auch wenn wir schon früh mit anfassern mussten, haben wir es doch auch genossen, unseren Teil zu diesen vielfältigen Aufgaben beizutragen.

# Neubau in schweren Zeiten. Der Hof Hippe, Holzhausen Nr. 8, im Jahr 1947

Sebastian Schröder

Unweit der westlichen Grenze des Kirchspiels Holzhausen (heute Bad Holzhausen) zur benachbarten Bauerschaft Offelten im Kirchspiel Pr. Oldendorf, die an dieser Stelle der sogenannte Landwehrbach bildet, liegt der Hof Hippe. Heute heißt die Straße, an der die Stätte beheimatet ist, „Im Holz“; diese Bezeichnung für diese Siedlungsgruppe lässt sich übrigens bereits erstmals 1556 nachweisen.<sup>1</sup> Trug der Hof Hippe zuvor die Nummer 8, so gilt heute die Nummer 5. Bevor mit Heinrich Hippe 1919 der Name Hippe Einzug erhielt, war die Hofstätte als Hof Horstmeier bekannt. Dieser Name lässt sich bis zur ersten urkundlichen Erwähnung des Hofes im Jahr 1671 zurückverfolgen. Damals musste „Baltzar Horstmeyer“ vier Groschen Markenzins an die Lübbecker Markenherren entrichten.<sup>2</sup> Nur wenige Jahre später, 1679, muss derselbe den Markenherren 16 Groschen Strafe bezahlen, weil er in der Lübbecker Mark ein nicht näher erwähntes Vergehen begangen hatte.<sup>3</sup>

Die Geländebezeichnung „Horst“ lässt sich allerdings bereits früher nachweisen. Am 21. September 1626 bezogen die Lübbecker Markenherren die sogenannte Markschnat, das heißt, sie schritten die Grenze der Allmende im Bereich Holzhausen ab. Diese Grenze verlief entlang des bereits oben erwähnten Landwehrbachs. Im Protokoll wurde vermerkt, dass die Kommission zunächst die Landwehr gen Norden bereiste, dann durch den Kamp des Johann Wesslings und schließlich „uf die Horst“ gelangte.<sup>4</sup> Vermutlich handelte es sich dabei um einen Kamp, der mit einer Größe von 16 Scheffelsaat (entspricht zwei Hektar) die Siedlungsgrundlage des Hofes Horstmeier bildete und der später „Horstkamp“ genannt wurde.<sup>5</sup>

Laut einem Torbalken, der sich noch heute im Besitz der Familie befindet, errichteten am 17. Juni 1834 Conrad Friedrich Horstmeier und seine Ehefrau Clara Ilsabein, geborene Haselhorst, ein Vierständerfachwerkhaus. Das Kammerfach dieses Hauses befand sich im Süden des Hauses; vor dem Kammerfach war eine große Deele. Im Westen schloss sich ein seitlicher Stallanbau an, von dem allerdings nicht bekannt ist, wann er gebaut wurde. Dieser Stallanbau wurde 1927 durch einen steinernen Neubau ersetzt, während das Fachwerkhaupthaus am 4. Februar 1947 durch einen Brand zerstört wurde. Das

1 Vgl. Franz Herberhold (Bearb.), Das Urbar der Grafschaft Ravensberg von 1556, Bd. 1: Text (Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens, Bd. 29). Münster 1960, S. 584.

2 Vgl. Stadtarchiv Lübbecke A 273: Acta Markenzins-Register der Stadt Lübbecke enthält die Jahre 1670–74; 1683–86; 1703, 1705, 1712–15, 1670–1718, fol. 50v.

3 Vgl. Stadtarchiv Lübbecke A 143: Acta über Markensachen Holzhausen und Börninghausen betr. Vol. VII., 1682, fol. 8r.

4 Vgl. Stadtarchiv Lübbecke A 888: Markenbuch der Lübbecker Mark, 1577–(1745), S. 266.

5 Vgl. Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Westfalen, Kriegs- und Domänenkammer Minden, Amt Limberg – Vogtei Oldendorf: Landmessungs- und Taxationskataster, 1694, S. 27.

Feuer brach gegen 10 Uhr morgens am Schornstein in Höhe des Balkens aus. Die folgenden Erinnerungen zum Brand und anschließenden Wiederaufbau stammen von Frau Käthe Schröder, geborene Hippe. Käthe Schröder wurde am 12. August 1924 als viertes Kind der Eheleute Heinrich und Luise Hippe, geborene Horstmeier, geboren. Sie starb am 4. März 2016. Ihre Erinnerungen schrieb sie ungefähr in den Jahren 2004 bis 2006 nieder – für ihre Enkelkinder, wie sie selbst sagte.

Den Februar 1947 prägten bitterkalte Temperaturen, und es muss ein eisiger Ostwind geherrscht haben, so dass das Feuer zusätzlich angefacht wurde. Während die Tiere, Kühe, Pferde und Schweine gerettet und bei den Nachbarn untergestellt werden konnten, zerstörte das Feuer den Hausstand nahezu komplett. Heu, Stroh und Getreide überstanden das Feuer nur zu einem ganz geringen Teil; das Futter für das Vieh musste also auch von den Nachbarn organisiert werden. Teilweise gelang es, dass das abzuliefernde Heu und Stroh der Gemeinde nicht ans Amt, sondern an die Brandgeschädigten abgegeben wurde. Die Familie selbst schlief bei den Nachbarn, die dafür ihre guten Stuben herrichteten; dort konnten auch einige Möbel und Einrichtungsgegenstände, die rechtzeitig aus dem brennenden Haus gebracht werden konnten, gelagert werden.

Zu den Aufräumarbeiten und zum Wiederaufbau schrieb Käthe Schröder Folgendes:

„Erst kurz vor Ostern [Anfang April] ließ der Frost nach, und der Schneetaute langsam ab. Mit mehreren Leuten wurde dann der ganze Schutt von der Deele geräumt und, da das meiste Steine und kaputte Ziegel waren, bei Greven [ein Nachbar] auf den Erd-

MG/BE I

**Military Government Control of Building and Civil Engineering Works**  
**Militär-Regierung: Überwachung von Hoch- und Tiefbauten**

M 3485

Licence Serial No. / Genehmigung Nr. 4300/1774/41

Sponsoring Div./Br Ref. No. / befürwortete Abteilung / Bez. Nr. 0604

**Building Licence**  
**Bauwirtschaftliche Genehmigung**

To (Name of Licensee) / An (Name des Antragstellers) Heinrich Hippe, Bau'er

Reference Code No. / Schlüssel-Zahl 4300/0604/503

of (address of Licensee) / In (Anschrift des Antragstellers) Holzhausen Nr. 8

Subject to conditions here and hereafter set out Licence is hereby granted.  
 Unter den hier und im folgenden gestellten Bedingungen, wird die Genehmigung erteilt.

---

at (address of site) / in (Lage der Baustelle) Holzhausen Region Nord-Rhein-Westfalen  
 Provinz

Regierungsbezirk Winden Kreis Lübbecke

at a total cost not exceeding RM 9 500,- (sum in words Neuntausendneun-  
 zu den Gesamtkosten von RM, jedoch nicht höher. (Summe in Worten) hundert

Dated this 8. day of Juni 194 7

Datum

Stamp of the Military Government  
 Siegel der Militärregierung

Signature of the Officer in Charge  
 Unterschrift

on behalf of Oberbaudirektor  
 im Auftrage des Oberbaudirektors X Hg. u. Beirat

Endorsed by CC/Mil Gov (for works over 10 000 RM)  
 Zustimmung der Militär-Regierung (für Arbeiten über 10 000 RM)

Signature of the Detachment Commander  
 Unterschrift

on behalf of CC/Mil Gov Detachment Commander  
 im Auftrage des Kommandeurs der Dienststelle der Militärregierung

of in Det Dienststelle Region or R/B Provinz oder Regierungsbezirk

This Datum day of 194

**Conditions**  
**Bedingungen**

1. Special conditions and limitations  
 Sonderbedingungen und Beschränkungen

Bauwirtschaftliche Genehmigung der englischen Militär-Regierung, 8. 6. 1947.

weg gebracht. Von der Gemeinde wurde den Leuten die Arbeit als Bollwerken angerechnet. Die Versicherung hatte den Schaden schon lange festgestellt, und die Bezahlung wurde auch zügig ausgeführt. Aber nur mit Geld konnte man nichts kaufen. Wir mussten nun überlegen, wie sollten wir wieder aufbauen und was dürfen wir. Die Baugenehmigung, die das Bauamt ausstellen musste, wurde der Militärregierung der Engländer vorgelegt und wurde von denen genehmigt.

Für Baumaterial brauchte man noch Bezugsscheine. Dann hieß es, für Holz gibt es keinen Bezugsschein! Wir hatten im eigenen Bergteil unser Bauholz aber beim Stallausbau in 1927 verbraucht. Nun war guter Rat teuer. Die Außenmauern des Stalles waren so ziemlich stehengeblieben, aber vom Wohnhaus, das ja Fachwerk war, waren die Ständer ein-gebrannt und mussten abgerissen werden. Nur Teile der Nord- und Ostseite waren ste-

hengeblieben. Dann hieß es, so dürft ihr nicht wieder aufbauen. Es gibt nur ein Dach von Ost nach West oder von Süd nach Nord. Ein Haus mit Stallflügeln gibt es nicht.

Da der Stall, wenn auch ohne Dach, noch teilweise da war, gab es nur eine Lösung: Die Zimmer mussten im Westen vor den Stall gesetzt werden. Unser Architekt Wilhelm Hüge aus Pr. Oldendorf gab uns den Rat, bei der Materialknappheit sollten wir uns doch im Stall ein paar Zimmer einrichten. Das schmeckte uns natürlich überhaupt nicht, denn wir mussten doch auch Platz für das Vieh haben. So haben wir uns für einen Anbau an den Stall entschieden. Mutter konnte sich damit überhaupt nicht anfreunden. Sie wollte die Südseite, Sonne in die Wohnung haben. Unser

**Holzliste**  
=====

zum Wiederaufbau des landw. Wohn- und Wirtschaftsgebäudes  
für Herrn Heinrich Hippe in Holzhausen Nr.8.

Ziff.	Raum-Nr.	Stückzahl	Gegenstand	Länge m	Breite m	Fläche qm	Höhe m	Inhalt cbm	Abzug
<b>Balken- u. Dachverbahndholz</b>									
		1	Fusspfette	15,00					
		1	"	27,30					
				42,30					
		1	" (Ramm)		423c	12/12		0,610	
					130c	14/20		0,364	
		2	Fusspretten	7,60	152c	12/12		0,219	
		2	Stiele	3,70	74c				
		4	"	3,10	124c				
		2	"	7,00	140c	70,40	16/16	1,800	
		8	"	4,20	336c				
		2	"	1,50	30c				
		4	Mittelpretten	10,00	400c				
		2	"	8,50	170c	73,00	18/22	2,900	
		2	"	8,00	160c				
		16	Zangen	6,00	96c		9/18	1,590	
		24	"	3,80	912c		8/16	1,170	
		36	Kopfbänder	1,30	468c		10/12	0,562	
		16	Sparren	9,30	1488c				
		56	"	8,30	4650c	613,8	10/14	8,600	
		36	Hakenbalken	1,70	615c		10/12	0,740	
		9	Balken	5,50	495c		16/20	1,585	
		2	" (Wechsel)	1,80	36c				
		10	"	7,50	750c	78,6	12/20	1,880	
1	1252		1251,3 lfdm Balken- und Dachverbahndholz zuzurichten und aufzubringen					21,980	
2	21,98		cbm wie vor an Material						
			Lattung	2 . 27,00	5400	8,40	453,6		
				2 . 7,72	1544	9,40	145,9		
							599,5		
			599,5 . 3,4 m/m <sup>2</sup>	2040,0			3/5	3,060	

Holzliste für den Wiederaufbau, Holzhausen 1947.